

Frankreich beim Ausgange des sechzehnten Jahrhunderts.

„Damals war Alles erlaubt, nur nicht gut reden und gut handeln“, sagte ein Chronist von der Zeit, in welcher die Religionskriege das französische Volk spalteten und die Pariser Bluthochzeit die feindlichen Parteien mit ingrimmigem Hasse gegen einander erfüllte.¹⁾

Das Wort ist furchtbar, aber kaum zu stark. In Parteien zerrissen, von Fanatismus durchglüht, sittlich verwildert, schien Frankreich unter der Herrschaft des armseligen Heinrich III. seiner Auflösung entgegenzugehen und theilungslustigen Räubern als Beute zu verfallen.

Die acht Religionskriege, welche fast dreissig Jahre lang das Land verheerten, hatten einen umso gefährlicheren Charakter, als sie nicht allein den Gegensatz zwischen Katholiken und Protestanten zum Austrag bringen sollten, sondern auch anderen geheimen, aber mächtig wirkenden Beweggründen entsprangen. Es galt zunächst, die hochfliegenden Pläne des Bürgerthums zu vereiteln. Denn der dritte Stand war wohlhabend geworden und strebte in gesteigertem Bewusstsein nach Einfluss auf die Leitung des Staates. Da waren ferner die Guisen, aus dem Lothringer Fürstenhaus, welche nach der Krone von Frankreich strebten. Denn König Heinrich III. war kinderlos

¹⁾ Lestoile, Registre-Journal de Henri III, éd. Champollion-Figeac et Aimé Champollion fils (Collection Michaud et Poujoulat) 1837. Jahr 1578. S. 78, Spalte 2.

und mit ihm musste das Geschlecht der Valois erlöschen. Die nächstberechtigte Linie des königlichen Hauses, die Bourbonen, waren dem reformirten Glauben zugethan, und je höher der Glaubenshass angefacht wurde, desto leichter schien es, den rechtmässigen Thronerben zu beseitigen. Wenn nur die spanische Habsucht nicht gewesen wäre! Aber Philipp II. plante durch die Erwerbung von Spanien seine Vorherrschaft in Europa vollends aufzurichten, eine wahrhafte Weltmonarchie zu begründen. Darum mischte auch er sich in die französischen Wirren und unterstützte mit Geld und Truppen die Liga, die sich zum Schutze des katholischen Glaubens gebildet hatte, in Wahrheit aber hauptsächlich den geheimen Bestrebungen der Guisen diente.

Es kam so weit, dass der König seine Gewalt fast ganz in die Hände des Herzogs Heinrich von Guise übergehen sah, und darum diesen sowohl, als dessen Bruder, den Cardinal von Guise, ermorden liess. Um sich der Absetzung durch die Liga zu erwehren, verbündete er sich darauf mit dem König von Navarra, Heinrich von Bourbon, den er bis dahin bekämpft hatte und dessen Thronfolgerecht er nun anerkannte. Bald darauf traf ihn das Messer Jacques Clément's, und er endete zu Saint-Cloud, in der Frühe des 2. August 1589.

Von seinen und einem Theile der königlichen Truppen als König begrüsst, übernahm Heinrich von Navarra — nun Heinrich IV. von Frankreich — eine Aufgabe, die für menschliche Kräfte kaum lösbar schien. Das Land war bis in die entlegensten Provinzen mit Kriegslärm und Raub gefüllt, mehr als die Hälfte im Besitze der Liga, die Spanier standen im Herzen von Frankreich, die Hauptstadt war im Aufstand. Wie sollte der neue König, eben noch selbst ein Parteiführer, allen Widerstand besiegen, die Gegensätze ausgleichen, die Ehrgeizigen zähmen, die Fremden vertreiben, das tief gesunkene Land wieder aufrichten? Ihm fehlten fast alle Mittel zu diesem Rettungswerk. Die Thatsache allein, dass er den Königstitel angenommen, stachelte den Fanatismus der Gegner zu blinder Wuth, und besonders in Paris erwuchs eine Schreckensherrschaft, die dem Wüthen der Terroristen während der Revolu-

tion nicht viel nachstand. Ein Sicherheitsausschuss waltete auch damals seines Amtes und mit ähnlicher Blutgier. Proscriptionslisten wurden verfasst, in welchen neben jedem Namen gleich das Urtheil stand, ob der Gefährliche zu hängen, zu erschlagen oder einfach wegzujagen sei.¹⁾ Fanatische Prediger regten das Volk zu wildem Thun auf, der Präsident des obersten Gerichtshofes und zwei seiner Räthe wurden an dem Thore des Justizpalastes aufgeknüpft, eine blutige Anarchie begann. „Es war gefährlich zu lachen“, sagt Lestoile, nachdem er von einem für die Pariser ungünstigen Gefecht erzählt hat, „wer eine heitere Miene zeigte, galt für königlich gesinnt. Selbst Frauen sahen sich mit Gefängniss bedroht, weil sie an Wochentagen ihr Sonntagskleid trugen.“²⁾ In dem wirren Durcheinander war der spanische Gesandte in Paris doch der eigentliche Herr, die treibende Kraft.

Das Leben stockte in dem grossen Staatskörper, das Gefühl der Zusammengehörigkeit verlor sich. Einzelne feste Städte erklärten sich für unabhängig, wollten von keiner Partei etwas wissen und verweigerten jegliche Steuer. Die Statthalter der einzelnen Provinzen strebten darnach, erbliche Herrscher zu werden, wie es die deutschen Fürsten waren, und mehr Macht als diese ihrem Kaiser liessen, wollten auch sie ihrem König nicht gewähren. Heinrich IV. machte bittere Erfahrungen darüber. Des ermordeten Königs Leiche war noch kaum kalt, als schon die katholischen Herren, die bis dahin noch königstreu geblieben waren, ihre Forderungen erhoben. Sie erachteten die Zeit für gekommen, für ihre persönlichen Vortheile zu sorgen, wie Biron, einer der Feldhauptleute, offen eingestand. Erst als Heinrich IV. ihm die Grafschaft Périgord zusicherte, trat er auf seine Seite. Der Marschall von Aumont liess sich die Statthalterschaft der Champagne und Burgund übertragen, der Herzog von Epemon verliess das Lager zu Saint-Cloud mit 6000 Mann zu Fuss und 1200 Reitern, um sich in Anjou und Sain-

¹⁾ Lestoile, Reg.-journ. de Henri IV. Jahr 1591. S. 69, Sp. 2.

²⁾ Lestoile, Reg.-journ. de Henri III. Jahr 1589. S. 295, Sp. 1.

tonge, den beiden von ihm regierten Provinzen, festzusetzen. Viele hundert katholische Edelleute wandten dem Heere den Rücken, und unter jenen, die blieben, waren viele von zweifelhafter Treue. Selbst unter den reformirten Grossen regte sich der Geist des Abfalls. Der Herzog La Tremouille verliess damals Heinrichs Lager mit neun Bataillonen unter dem Vorwande, sein protestantisches Gewissen sei verletzt, weil Heinrich als König auch seinen katholischen Unterthanen Schutz versprochen habe. In Wahrheit wollte er sich in der Provinz Poitou, deren Statthalter er war, ein unabhängiges Fürstenthum gründen und an Stelle Heinrichs die Führerschaft der Reformirten erwerben. Und diese Leute gehörten noch zur Partei Heinrichs, und man kann ermessen, welche Stütze derselbe an ihnen fand. Ohne Geld, eine Armee zu besolden, sah sich Heinrich auf die freiwilligen Kriegsdienste eines Theiles der Edelleute verwiesen. Diese kamen mit ihren Mannen, zogen aber auch nach ihrem Belieben, oft nach kurzer Frist, wieder heim, ohne ihres Königs Lage zu berücksichtigen. Der Vorgang, dass einmal Tausende französischer Edelleute Heinrich in der Stunde der Gefahr, vor einer Schlacht gegen die Spanier, verliessen, beweist, wie schwach dessen Stellung damals war, und wie sehr der ritterliche Geist geschwunden war. Unter einem König wie Franz I. wäre solche Fahnenflucht nicht möglich gewesen.

Als dann im Herbste 1591 Heinrich sich endlich an der Spitze eines im Aufstand geworbenen Heeres sah und Boden gewann, erklärten sich die Häupter der Liga zur Unterwerfung bereit, wenn ihnen dreizehn Provinzen, die Hälfte des Reiches, als erbliche Statthalterschaften überlassen würden. Hätte Heinrich diese Forderung bewilligt, wären die Reformirten mit ähnlichen Wünschen gekommen, und das Königthum wäre zu einer Scheinherrschaft herabgesunken. Ohne sich zu besinnen, verwarf darum Heinrich die Vorschläge der Liga und führte den Krieg weiter. Aber erst nachdem er am 25. Juli 1598 zu Saint-Denis zur katholischen Kirche übergetreten war, gewann er die Mehrheit des Volkes zu rückhaltloser Anerkennung seines königlichen Rechtes. So beugten sich denn auch die Häupter der Liga, Einer nach dem Anderen, zumal Heinrich ihnen per-

sönliche Vortheile bewilligte. Er setzte sie als Statthalter in einzelne Provinzen, aber ohne das Recht der Erblichkeit, und liess ihnen grosse Summen als Entschädigung auszahlen. Er erachtete den Frieden damit nicht zu theuer erkaufte. Nach einer Berechnung Sully's, Heinrichs Finanzminister, erhielten die Führer der Liguisten zusammen 32 Millionen Livres, was nach heutigem Geldwerth zum Mindesten einer Summe von 150 Millionen Francs gleichkommt.¹⁾ Sully hatte sich gegen solche Zugeständnisse ausgesprochen und Heinrich ihm einen Brief geschrieben, der für seinen politischen Scharfsinn wie für sein Verhältniss zu dem Vertrauten bezeichnend ist. „Mein Freund“, schrieb er an Sully, „Ihr seid nicht gescheidt, in einer Angelegenheit, deren Abschluss für die Begründung meiner Autorität und die Erleichterung meiner Völker überaus wichtig ist, so viel Schwierigkeiten zu machen und so sparsam sein zu wollen... Ich will lieber mit Jedem einzeln verhandeln, wenn es mich auch doppelt so viel kosten sollte, als einen Generalvertrag mit einem einzigen Führer abschliessen, da dieser auf solche Art immer eine Partei im Staate bilden könnte... Wir werden Alles mit Hilfe dessen bezahlen, was man uns ausliefert, und das uns zehnmal so viel kosten würde, wenn wir es mit Gewalt nehmen wollten... Wenn ich einmal im Frieden König sein werde, wollen wir die Sparsamkeit anwenden, von der Ihr mir so oft gesprochen habt, und Ihr dürft überzeugt sein, dass ich keine Arbeit scheuen, keine Gefahr fürchten werde, wenn es gilt, meinen Ruhm zu erhöhen und meinen Staat in glänzende Verhältnisse zu bringen. Adieu, mein Freund!“

Heinrich hatte Recht, dass er den Bürgerkrieg um jeden Preis beenden wollte. Die Provinzen, die noch zum Theil ihr eigenes Leben, ihre besondere Sprache hatten, drohten einander fremd zu werden. Was sie litten, ist unbeschreiblich. Standen doch in manchen Ländern, wie in der Provence, sechs Parteien einander feindlich gegenüber, und jede derselben hatte in einigen Städten und festen Plätzen ihre Stützpunkte, jede

¹⁾ Sully, Oeconomies Royales, B. II, K. 50 (S. 397 der alten Amsterdamer Ausgabe).

derselben hatte ihre Anhänger und Soldaten — es war ein Krieg Aller gegen Alle!

In solchen Zeiten bringen die Märsche und Schlachten der regelmässigen Heere nicht den grössten Schaden. Parteigänger und Räuberbanden hausen viel entsetzlicher, und wenn noch fanatische Justiz geübt wird, gibt es kein Mass mehr des Elends. Unvergessen war das Wüthen Monluc's, der als Bevollmächtigter Karls IX. in den Süden geschickt wurde und einem Schlächter gleich in der Gascogne hauste. Ein tapferer Kriegsmann, war er den Reformirten gegenüber jeder Regung von Mitleid unzugänglich, liess sich auf seinen Zügen durch das Land von zwei Henkern begleiten und warf sich wohl selbst blindwüthend auf die armen Opfer. Hängen, Erstechen, Rädern, zu Tode prügeln — nur die Todesart konnte wechseln, der Tod selbst war Jedem sicher, der ihm in die Hand fiel. So erzählt er selbst.¹⁾ „Nie sah ich so viel Köpfe fliegen, als zu Toulouse“, sagte er gelegentlich der Erzählung seiner Thaten daselbst. Ein andermal liess er in einem kleinen Städtchen ohneweiters 70 Bürger an den Pfeilern der Markthalle aufknüpfen. „Man konnte immer sehen, welchen Weg ich gezogen war, an den Bäumen längs der Strasse sah man meine Abzeichen.“²⁾

Einer der wildesten Führer der Liga, der Herzog von Aumale³⁾, verheerte im Jahre 1585 die Picardie. Seine Heldenthaten schilderte Lestoile mit folgenden Worten: „Damals sammelte Aumale eine Bande von Schlächtern und Schnittern, Ge-

¹⁾ Blaise de Monluc, *Commentaires*, Lyon 1593. Band II, S. 9, heisst es: „Je recouvray secrettement deux bourreaux, lesquels on appela depuis mes deux laquais, parce qu'ils estoient souvent après moi.... Alors la rage me priht plus que jamais.... le poussay rudement en terre et son col alla justement sur ce morceau de croix; lors je dy au bourreau: frappe, vilain! Ma voix et son coup s'entresuivirent sans aucun delay ni intermission.... Je fis pendre les deux autres à un orme, mais parce que le diacre n'avoit que dix-huit ans, je ne le voulus faire mourir. Je luy fy bailler tant de coups de fouet aux bourreaux qu'il mourut au bout de dix ou douze jours.“

²⁾ Monluc, *Commentaires*. Bd. II, S. 37.

³⁾ Charles de Lorraine, geb. 1555, zum Tod verurtheilt 1597, gest. zu Brüssel 1631.

sindel aller Art um sich und sagte, er suche die Hugenotten, um sie umzubringen und auszurauben. Wirklich durchzog er stehend, mordend, plündernd und verwüstend einen guten Theil der Picardie und verschonte weder Edelleute noch Bürger, weder Priester noch Mönche, weder Bauern noch Kaufleute, die Katholiken so wenig wie die Hugenotten. Nichts war ihm zu heiss oder zu schwer, und auch die Kirchen und Klöster wurden geplündert.¹⁾

Da begreift man die Klage d'Aubigné's in seinen „Tragiques“ — der gewaltigsten aller politischen Satiren — dass jede Mutter angsterfüllt ihr verzweifelndes Kind an's Herz drückt, wenn sie nur von fern die Trommeln französischer Kriegsleute hört.²⁾

Wie der „Abenteuerliche Simplicissimus“ die Schrecknisse erkennen lässt, welche im folgenden Jahrhunderte über Deutschland hereinbrachen, so beweisen die verschiedensten Berichte und Erzählungen aus der Zeit der Religionskriege, welchem Jammer damals Frankreich verfiel. Das liguistische Heer kannte keine Ordnung und keinen Gehorsam mehr. „Der Führer muss folgen, schmeicheln und nachgeben, er allein muss gehorchen“, sagt Montaigne³⁾, und Lestoile bestätigt die Wahrheit dieses Zustandes. Er erzählt, wie die zügellose Soldateska in die Kirchen drang und zur Verspottung der Ceremonien die Priester zwang, Kälber und Schweine zu taufen; wie die Verwüstung der Kirchen, die Vergewaltigung der Frauen, Mord und Raub bei diesen Banden als Beweise von Heldenmuth und Rittersinn galten.⁴⁾

Die fremden Söldner hausten womöglich noch schlimmer als die eingebornen Truppen. Die Erinnerung an die „réfres“

¹⁾ Lestoile, Jahr 1585. S. 185, Sp. 1.

²⁾ d'Aubigné, les Tragiques I, v. 223 ff.:

„— — — — les pitoyables mères
Pressent à l'estomac leurs enfans esperdus
Quand les tambours françois sont de loin entendus.“

³⁾ Montaigne, Essais. Bd. III, Cap. 12.

⁴⁾ Lestoile, Jahr 1589. S. 299, Sp. 1.

blieb dem Volke noch lange lebendig, und schauernd sagt d'Aubigné:

„Ich sah im Wettersturm durch unser Land
Den schwarzen Reiter mordbegierig streichen,
Verwüstend Alles, raubend, was er fand —
Und hinter ihm blieb nur des Todes Schweigen.“¹⁾

Der Gott der Spanier und der ehrlich fanatischen Liguisten war ein finsterer Gott, der Freude am Blut hatte und dem man wohlgefiel, wenn man Ketzerblut vergoss. Aber die starren Reformirten waren kaum minder herb. Auch sie liessen sich vom Religionseifer zu Grausamkeiten hinreissen, und so streng die Synoden auf Moral und Zucht unter den reformirten Soldaten drangen, so schlich sich doch auch hier Wildheit und grässliche Verderbniss ein. In seiner Autobiographie erzählt d'Aubigné, wie er eines Tages, von heftigem Fieber geschüttelt, sein Ende nahe glaubte und darum seinen Kameraden seine Fehler beichtete. Er beklagte dabei die Schwäche, mit welcher er seinen Soldaten oft die Zügel nachgelassen habe, und seine Erzählungen waren derart, dass seinen Gefährten, die doch kein weiches Herz im Busen hatten, vor Grauen die Haare zu Berge standen.²⁾

Wie anders war der Zustand des Landes vor dem Ausbruche des Krieges gewesen! Frankreich war in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts ein reiches Land und auf dem Wege, den Markt der Welt an sich zu ziehen. Seine Industrie und sein Handel hatten mächtigen Aufschwung genommen und das Bürgerthum war zusehends erstarkt. Man braucht nur zu lesen, mit welcher Pracht gerade die Bürger der Städte die Könige empfingen, welchen Aufwand sie machten, um Kaiser Karl V. auf seiner Reise durch Frankreich zu begrüßen. König Franz I. war ein begeisterter Freund der Kunst und Wissenschaft gewesen. Herrliche Bauten erinnern noch heute an ihn, und sein Vorbild hatte den Adel vermocht, in ähnlicher Weise das Kunstleben in Frankreich zu fördern. Allenthalben erhoben sich Schlösser im Stile duftiger Renaissance, und gleichen Schritt

¹⁾ d'Aubigné, les Tragiques I, 367 ff.

²⁾ d'Aubigné, Sa vie à ses enfans. S. 17.

mit dieser Kunstthätigkeit hielt die gelehrte Arbeit. Universitäten und Schulen wurden begründet oder neu geordnet und gehoben. Frisches Leben pulsierte überall. Allerdings begann schon damals die Verfolgung der Reformirten und das Blut floss schon häufig genug. Allein die Stimmung war noch friedlich gewesen und man hatte noch an Versöhnung geglaubt.

Aber die Kriegszeit hatte alle Blüthe zu Grunde gerichtet, den Aufschwung gehemmt, den Wohlstand vernichtet. Am Schlusse des Jahrhunderts zählte man neun Städte, die völlig zerstört, zweihundertfünfzig Dörfer, die in Flammen aufgegangen waren, einhundertachtundzwanzigtausend Häuser, die in Ruinen lagen, und diese Berechnung blieb wahrscheinlich hinter der Wahrheit zurück. Die Kirchen hatten ganz besonders gelitten und ihrer Hunderte standen in Trümmern, ein sprechender Beweis des rohesten Fanatismus.

Am schwersten hatte das Landvolk gelitten. Der Bauer sah jeden Sommer seine Ernte vernichtet, er verlor seine Pferde, sein Vieh und war den fortwährenden Misshandlungen der Soldaten und Räuber ausgesetzt. Wenn es schon in den Schlössern so ging, wie viel mehr auf dem Lande!') Wer von den Bauern etwas grösseren Grundbesitz hatte, bebaute ihn bald nicht mehr, sondern entliess lieber seine Knechte, die brodlos umherzogen und dem Elend erlagen. Es kam soweit, dass die Hälfte des Ackerbodens brach und wüste lag. Heinrich IV. beklagte diesen Zustand in seiner „Declaration“ vom 16. März 1595: „Wir sehen unsere Unterthanen herabgekommen und wegen des fast überall in unserem Reiche eingestellten Ackerbaues von nahem Ruin bedroht... Die Quälereien, welchen die Landleute ausgesetzt waren, haben sie veranlasst, nicht allein ihre Arbeit und ihren Lebensberuf aufzugeben, sondern auch ihre Häuser zu verlassen, so dass nun die Maierhöfe und beinahe alle Dörfer unbewohnt und öde stehen.“²⁾

¹⁾ Man vergleiche Montaigne, Essais, B. III, C. 12: „J'avois d'une part les ennemis à ma porte; d'autre part, les picoreurs, pires ennemis: non armis, sed vitiis certatur. Et essayois toutes sortes d'injures militaires, à la fois.... Je fus pelaudé à toutes mains, au Gibelin j'étois Guelphe, au Guelphe Gibelin.“

²⁾ Poirson, Histoire de Henri IV., B. II, S. 1. — Fontanon, B. II S. 1191.

Beinahe alle Dörfer unbewohnt und öde — nach dem Zeugnisse des Königs selbst — welch ein Bild entrollt sich da vor uns! Die Bevölkerung war zum grossen Theil im Kampf erlegen oder durch Krankheiten dahingerafft worden. Monluc, der im Jahre 1577 starb, sprach bereits von dreimalhunderttausend Menschen, die im Kriege gefallen seien, und die schrecklichsten Jahre sollten erst später kommen. Viele, besonders Bewohner der Grenzprovinzen, waren in die Fremde gewandert, viele auch in die Städte geflüchtet, wo sich ihnen etwas mehr Schutz bot, wohin sie aber nur gesteigerte Noth und verheerende Krankheiten brachten. Im Jahre 1591 starben in Paris mehr Menschen, als während des Jahres 1580, zu welcher Zeit die „Pest“ in der Stadt gewüthet hatte. Ganze Züge von Armen sah man durch die Strassen irren und um Brot betteln. Ihre Menge hemmte oft den Verkehr, und fortwährend wuchs die Zahl der Hungernden. Am 4. März 1596 zählte man auf dem Friedhofe Saint-Innocent, wo man sie versammelt hatte, beinahe achttausend Hilfsbedürftige, und wie viele werden sich nicht gestellt haben! Keine vierzehn Tage später war ihre Zahl um zwei Drittel gewachsen, da wieder sechs- bis siebentausend in die Stadt geflüchtet waren. Die Jammervollen starben ungezählt, sie kamen wohl zumeist schon mit dem Todeskeim im Körper. Im Monat April starben allein im Pariser Spital mehr als sechshundert Personen, meist an Erschöpfung, und die Behörde beschloss darum, die fremden Bettler auszuweisen, da die ansteckenden Krankheiten durch sie verbreitet würden. „Das aber war leichter zu befehlen, als auszuführen; denn ihre Menge war so gross und das Elend so schrecklich, dass man sich nicht zu helfen wusste.“¹⁾

Freilich wurde Paris damals belagert, aber die Nachrichten aus den anderen Städten lauteten kaum tröstlicher. Im Gegensatze zu diesem Unglück der Mehrheit brüsteten sich die Kreise, welche aus dem allgemeinen Leiden Gewinn zu ziehen wussten, umsomehr mit ihrem Reichthum. Während in den

¹⁾ Lestoile, Jahr 1596. S. 273, Sp. 1. Vgl. 1590. S. 22, Sp. 1. Jahr 1591. S. 40, Sp. 1. 1596. S. 269, Sp. 2 ff.

Strassen von Paris der Hungertod seine Opfer forderte, lebten Vornehme und gewissenlose Speculanten in frevelhafter Verschwendung, hielten Tänze und Mummereien ab, blendeten durch den Glanz ihrer Kleider und setzten sich zu Schmausereien, welche jeden Gast fünfundvierzig Thaler, mehrere hundert Franken heutigen Geldes, kosteten!¹⁾

Frankreich schien, wie gesagt, dem Verderben geweiht. Noch schneller als der Ackerbau waren Industrie und Handel gesunken. Die Fabriken standen still und ganze Industriezweige wurden in die Nachbarstaaten verpflanzt. Berichte über diesen Niedergang führen bestimmte Beispiele an, zunächst aus dem weiteren Umkreise von Paris. In dem Städtchen Provins in der Landschaft Brie waren früher 1800 Webstühle für Tuchbereitung im Gang gewesen. Nach dem Kriege gab es daselbst nur noch vier, und Aehnliches galt von Senlis, Meaux, Melun und Saint-Denis.²⁾ Während man in früherer Zeit 600.000 Stück Tuch alljährlich gefärbt hatte, erfolgte nach dem Friedensschlusse nicht einmal der sechste Theil dieser Bestellungen. Alle Tuchfabriken, die feine Waare herstellten, gingen bis auf eine zu Grunde. Diese eine bestand zu Rouen, wo sie etwas sicheren Verkehr mit England und darum auch Absatz fand. Aber selbst das grobe Tuch wurde schliesslich nicht mehr im Lande bereitet, sondern drei Viertel des Bedarfes aus der Fremde, aus Flandern und Italien, bezogen. Leder und Lederarbeiten kamen aus Deutschland und der Schweiz, und man klagte, dass England mit seinen Waaren Frankreich überschwemme. So tief waren die Normandie und die Picardie gesunken, dass jährlich über 1000 Schiffe aus England mit den verschiedensten Waaren, alten Stiefeln, Schuhen und Hüten, in den französischen Hafenorten einliefen und ihre Ladung verkauften.

An geregelten Verkehr war nicht mehr zu denken. Die Unsicherheit der Strassen hinderte jede Unternehmung. Der

¹⁾ Lestoile, Janv. 1596. S. 279, Sp. 2, und 280, Sp. 1. Vgl. auch April 1596. S. 273, Sp. 1.

²⁾ B. Laffemas, Règlement général pour dresser les manufactures en ce royaume, Paris 1597, und dessen Avis et remontrance à M.^s M. les commissaires du Roi. Paris, 1600. Poirson. B. II, S. 46.

Kaufmann, der mit seinen Waaren des Weges dahinzog, musste gewärtig sein, von den Soldaten der kriegführenden Parteien angehalten und gebrandschatzt zu werden. Geling es ihm, diesen zu entgehen, so fiel er vielleicht Räubern in die Hände die ihm seine Habe und sein Leben nahmen, oder er musste sich die Erpressungen der habstüchtigen und gewalthätigen Schlossherren, wahrer Raubritter, gefallen lassen. Eigenmächtig erhoben diese Zölle auf den Flüssen und Landstrassen, fingen auch gern die wohlhabenden Reisenden unterwegs ab, um sie durch harte Haft, ja selbst Torturen, zur Zahlung eines Lösegeldes zu nöthigen.

Die öffentlichen Anstalten verfielen in der langen Zeit der Unordnung. Die Landstrassen wurden geradezu unfahrbar; die Brücken verschwanden umso schneller, da sie meistens schon aus militärischen Gründen zerstört wurden. Auch die Wälder wurden gräulich verwüstet. Ueberall Verfall, Elend und Jammer!

„O blut'ge Heimat, o verzweifelt Land!

Doch nein, nicht Land mehr, nur noch Asche —“

ruft d'Aubigné im Beginn seiner „Tragiques“,¹⁾ und es bedarf kaum eines Hinweises, um klar zu machen, dass unter solchen Umständen Rechtspflege und Gerechtigkeit keine Stätte fand. Die Richter standen entweder im Dienst des Parteihasses oder sie waren erkaufte, wenn sie nicht etwa eingeschüchtert waren. Am schlimmsten sah es in dieser Hinsicht auf den Besitzungen des Adels aus, der die Justizhoheit besass. „Bestechlichkeit und Räuberwesen in Amt und Würden scheinen mir ganz unerträglich. Im Wald ausgeplündert zu werden, thut uns weniger weh, als wenn es an sicherem Ort geschieht“, sagt Montaigne, und sein Wort beruhte auf Erfahrung²⁾.

Die schwerste Einbusse, welche die Nation durch den langen Krieg erlitt, war aber nicht materieller Natur. Städte und Dörfer können aus ihren Ruinen wieder erstehen, Industrie und Handel neu begründet werden, und das fruchtbare Land

¹⁾ d'Aubigné I. 89. Weiter unten sagt er: „L'injustice est principe de droit“. (I. 234.)

²⁾ Montaigne, a. a. O.

bedeckt sich in Friedenszeiten bald wieder mit goldener Frucht. Schwerer aber wirkt der moralische Niedergang. Von Italien her hatte sich während des sechzehnten Jahrhunderts bedenkliche Entsittlichung in den Kreisen des Hofes und des hohen Adels verbreitet. Während der Religionskriege drang diese schwerste aller Krankheiten weiter vor und ergriff den Kern des Volkes. Der Mord wurde nicht allein in den Hofkreisen zum bequemen Mittel der Politik, des Streberthums, des Fanatismus. Heuchelei und Niedertracht, Ausschweifung und Verätherie herrschten allenthalben. Die Begriffe von Sitte und Anstand, von Frauenehre und Frauenwürde, schienen sich völlig verlieren zu sollen.

Noch viele Jahre nach der Beruhigung des Landes waren diese Schäden nicht gut gemacht. Die sittliche Schwäche der Generation, die den Krieg erlebt hatte, wurde auch unter Heinrichs IV. Regierung nicht besser, und welch ein Geist sich in einem Theile des niederen Adels erhielt, ersieht man aus d'Aubigné's satirischer Schrift „Die Abenteuer des Barons Faeneste“¹⁾. d'Aubigné zeichnete darin einen jener windigen, geldbedürftigen Schmarotzer, wie sie in den ersten Zeiten des siebzehnten Jahrhunderts noch häufig zu finden waren. Mit seinen Dienern zieht er als Landstreicher umher, überfällt einzelnstehende Bauernhöfe oder Schlösser und gibt sich und seine Leute für Quartiermacher aus für Truppen, die folgen sollen, aber natürlich nicht kommen. Haben sie sich einen guten Tag gemacht, so nehmen sie zum Abschied mit, was ihnen unter die Hände kommt. In Paris treten die Diener in Verbindung mit Spitzbuben und Gaunern, und von ihrem Gewinn erhält der Baron seinen „Admiralsantheil“. Stockt das Gewerbe, so schliesst er sich irgend einem grossen Herrn an, erhält von diesem Wohnung und Nahrung und dient ihm dafür im Guten und Bösen²⁾.

¹⁾ Th. A. d'Aubigné, les aventures du baron Faeneste. Nouvelle édition revue et annotée par M. Prosper Mérimée. Paris, Jannet 1885.

²⁾ Vergl. Lotheissen, Gesch. d. frz. Liter. im XVII. Jahrh. Bd. I, S. 130 ff. (1878. Wien, C. Gerold's Sohn.)

In seiner Trauerrede zum Gedächtniss Heinrichs IV. erinnerte Bischof Fenouillet an die entsetzlichen Zustände, in welchen der König das Land bei seinem Regierungsantritt gefunden hatte. „Frankreich“, rief er aus, „war eine blutbefleckte Schaubühne, auf der Gott in seiner Gerechtigkeit eine furchtbare Strafe wegen unserer Sünden an uns vollzog. Denn da er die Zwietracht in den Familien, den Aufstand in den Provinzen, Räuberei auf dem Lande, Sittenlosigkeit, Atheismus, Ketzerei herrschend, Mildthätigkeit und frommen Sinn erstorben, die Geistlichkeit ausschweifend, das Volk in Parteien zerspalten, den Adel herrschsüchtig, die Richter bestechlich, und das ganze Reich durch Ausschweifungen verdorben sah, schmettete er auf Alle seine Sturmblitze nieder. So war die Lage Frankreichs, als unser grosser König zu seiner Rettung gesandt wurde.“